

Katy Upperman
Wir haben gedacht, es wäre für immer

Ihr persönliches, digitales Leseexemplar¹

Quality Paperback:

18,00 €

ISBN 978-3-570-16766-3

Erscheinungstermin: 27.08.2025

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem Erscheinungs-
termin zu veröffentlichen.

Liebe Buchhändler*in,
wir freuen uns auf Ihre Meinung² zu
Katy Upperman: Wir haben gedacht, es wäre für immer.

Unter [https://www.penguin.de/](https://www.penguin.de/ean/9783570167663#rezensionen)

[ean/9783570167663#rezensionen](https://www.penguin.de/ean/9783570167663#rezensionen)

können Sie Ihren Kommentar abgeben und das Buch mit 1
bis 5 Sternen bewerten.

¹ Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

² Ihre Meinung möchten wir eventuell für Werbezwecke veröffentlichen.

KATY UPPERMAN

**WIR HABEN
GEDACHT,
ES WÄRE
FÜR
IMMER**

*Aus dem Amerikanischen von
Ulrike Köbele*

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967

1. Auflage 2025

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2025 by Katy Upperman

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel:

»Everything I Promised You«

bei Sourcebooks Fire, einem Imprint von
Sourcebooks, Illinois, USA

Übersetzung: Ulrike Köbele

Umschlagkonzeption: Suse Kopp, Hamburg
unter Verwendung einer Illustration von © Sam Chivers

sh · Herstellung: AnG

Satz: Uhl+Massopust GmbH, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16766-3

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für Mom und Dad,
die Inspiration hinter den allerbesten erfundenen Eltern
in meinen Büchern*

SCHICKSALSVERHEISSUNGEN

Prolog

Als meine Mutter siebzehn war, ließ sie sich zu einer Mutprobe breitschlagen und bezahlte einer Jahrmarktwahrsagerin zwanzig Dollar, um sich die Zukunft voraussagen zu lassen.

Sie ließ ihre Freundinnen auf einem staubigen Trampelpfad unter einer Reihe leuchtender Glühbirnen zurück und ließ sich in ein nur von Kerzen erhelltes Zelt führen. Teppiche mit Sternbildern zierten die Wände. Der Tisch in der Mitte des Raumes war mit einem tiefschwarzen Tischtuch abgedeckt. Darauf verteilt lagen Kristalle, Himmelskarten, Muscheln und Knochen. In einer hölzernen Schale brannten Räucherstäbchen mit Zimtaroma. Nachdem Mom Platz genommen hatte, fing die Wahrsagerin, die ein in Chiffonschals und Silberschmuck gehülltes wandelndes Klischee war, an, die Gegenstände zu sortieren. Sie schob Muscheln, Kristalle und Knochen zu kryptischen Grüppchen zusammen. Dann warf sie einen Blick auf die Himmelskarten, bevor sie sich schließlich Moms Handflächen zuwandte.

Ich habe sie mal gefragt, ob sie sich unwohl gefühlt hat.

»Im Gegenteil«, antwortete sie. »Als ich reingegangen bin, war ich skeptisch, aber sobald ich saß ... Die Wahrsagerin war eine Fremde und verhielt sich auch ein bisschen befremdlich, aber ich war ganz ruhig.«

Mit leiser Stimme und einem Akzent, der um einiges schär-

fer war als Moms weicher Mississippi-Einschlag, teilte ihr die Wahrsagerin mit, was sie den Muscheln, Sternen, Kristallen und Handflächen entnommen hatte.

»Für dich«, sagte sie, »ist Bildung unverzichtbar. Hör niemals auf zu lernen.«

Mom, ein unersättlicher Bücherwurm mit einem nahezu fotografischen Gedächtnis, nickte.

»Du legst Wert auf tiefgehende Freundschaften; sie sind deine Lebensader«, fuhr die Wahrsagerin fort. »Familie ist dir ebenfalls wichtig. Deine Mutter wirkt wie ein Gerüst für dich. Ihr werdet einander immer nahestehen, wenngleich nicht allzeit räumlich.«

Dann verfiel sie in eine tranceähnliche Stille und ihre Augen verdunkelten sich.

Mom beugte sich vor, verwirrt, aber neugierig.

Was die Wahrsagerin dann verkündete, traf sie wie ein Schlag: »Dein Vater wird sterben, bevor du das heimische Nest verlässt.«

Mom hatte vor, im folgenden Jahr zu Hause auszuziehen; die Uni wartete. Erschüttert lehnte sie sich zurück. Sie wollte nachhaken, protestieren: Ihr Vater war robust, ein Baum von einem Mann.

Warum saß sie im Zelt einer Hellseherin, wo doch draußen ein ganzer Jahrmarkt im Gange war? Sie sollte bei ihren Freundinnen sein. Sie konnte, nein, sie *sollte* einfach aufstehen und gehen.

Die ernste Miene der Wahrsagerin hielt sie wie ein schweres Gewicht auf ihrem Stuhl.

Sie blinzelte ihre Tränen fort und wappnete sich für weitere Schläge.

»Nach dem Tod deines Vaters wirst du deiner Seelenverwandten begegnen«, prophezeite die Frau. »Aus ihr wirst du die Kraft ziehen, weiterzumachen. Bald darauf wird dich auch die

Liebe finden. Dein erster Eindruck wird nicht gerade positiv sein, aber bleibe offen für die Möglichkeit – offen für ihn.« Sie griff über den mit Gegenständen übersäten Tisch und legte die Finger auf Moms Handgelenk, deren Puls in die Höhe schoss. Kleine kribbelnde Stromstöße stoben durch ihren Körper, jagten Funken über ihre Haut und ließen sie erschauern. »In dir schlägt ein fürsorgliches Herz. Du wurdest geboren, um Liebe zu schenken.«

Das ist der Teil, an dem Mom jedes Mal feuchte Augen bekommt.

Als Nächstes sprach die Wahrsagerin von mir.

»Du wirst ein Kind auf die Welt bringen, ein flachsblondes Mädchen mit den Augen seines Vaters, so blau wie der tiefe Ozean. Sie wird dein größtes Glück sein und einen ähnlichen Weg beschreiten wie den, den du vorzeichnest. Die Frau, die ich erwähnt habe – der Spiegel deiner Seele –, wird den Schicksalsgefährten deiner Tochter großziehen.«

Damit war die Sitzung beendet und Mom verließ das Zelt.

Draußen herrschte noch immer Jahrmarktstimmung. Glocken schrillten und überall blitzten neonfarbene Lichter. Die Aromen von Hotdogs und Fettgebäck mischten sich in der diesigen Luft. Mom spürte ihre Freundinnen auf, die sie anflehten, ihnen zu erzählen, was sie über ihre Zukunft herausgefunden hatte.

Sie weigerte sich.

Sie behielt es ganz für sich ...

... und sah staunend zu, wie die Weissagungen nach und nach eintraten.

Meine Mom ist Pädagogin mit einem engen Freundeskreis. Grandma und sie telefonieren jeden Tag miteinander. Ihren Dad verlor sie zwei Wochen nach dem Highschool-Abschluss an Prostatakrebs. Sie begegnete Bernadette – Bernie – an ihrem ersten

Tag an der Ole Miss, der University of Mississippi. Sie teilten sich ein Zimmer im Wohnheim und schwören bis heute, dass die eine nicht ohne die andere existieren könnte. Einen Monat später ließ ein Junge mit azurblauen Augen auf einer Verbindungsparty ein Bonbon mit Wassermelonengeschmack in Moms Softdrink fallen. Sie tanzten zwei Songs lang miteinander, bevor er sie zur Liebe seines Lebens erklärte und den Punsch »nach Art des Hauses« auf ihre Schuhe erbrach.

Sie verzieh ihm.

Von da an waren sie ein Paar. Als er seinen Dienst bei der Army antrat, steckte sie ihm sein Rangabzeichen an. Einige Wochen später heirateten sie im Schatten einer duftenden Magnolie. Auf dem anschließenden Empfang schenkten sie, sehr zu Grandmas Missfallen, Punsch »nach Art des Hauses« in Plastikbechern aus. Sie zogen um, überstanden Dads ersten Auslandseinsatz und zogen erneut um. Bernie heiratete Connor Byrne, Dads Kumpel aus dem Reserve Officer Training Corps, mit dem er zusammen im Einsatz gewesen war. Bald darauf brachte Bernie einen gesunden Jungen mit dem beachtlichen Geburtsgewicht von knapp 5000 Gramm zur Welt. Connor fiel in Ohnmacht und landete auf dem Boden des Kreißsaals. Mom durchtrennte die Nabelschnur.

Beckett Byrne.

Haare: rostrot.

Augen: armeegrün.

Herz: mir versprochen.

Achtzehn Monate später wurde ich geboren, so zierlich wie Beck proper gewesen war, mit flaumigem flachsbonden Haar und Augen, blau wie das Meer.

Als Mom mich zum ersten Mal in den Armen hielt, weinte sie nicht – aber nicht, weil sie nicht gerührt oder glücklich gewesen wäre.

»Sondern, meine geliebte Lia«, sagt sie und legt mir eine Hand an die Wange, während sie die Geschichte beendet, die sie mir schon unzählige Male erzählt hat, »weil ich dich schon kannte, seit ich siebzehn war.«

ARMY BRATS

Siebzehn Jahre alt, Virginia

Als ich in der achten Klasse war, wurde mein Dad für ein Jahr nach Afghanistan geschickt. In einer der vielen Nächte, in denen ich nicht schlafen konnte, schlug ich mein immer griffbereites Tagebuch auf und rechnete nach: Von meinen dreizehn Jahren hatte ich sechs auf meinen Dad verzichten müssen. Fast mein halbes Leben war er irgendwo im Ausland im Einsatz.

Jedes Mal, wenn er aufbricht, heule ich Rotz und Wasser. Mom ebenfalls. Aber mit der Zeit stellt sich Routine ein. Wir machen weiter. Wir überleben.

Und so Gott will, Dad auch.

Sechs, acht, zwölf Monate später kehrt er zurück. Mom und ich empfangen ihn mit von mir handgemalten Plakaten, auf denen in roten und blauen Lettern *Willkommen zu Hause, Daddy!* steht. Er umarmt mich, wobei er nach ganz woanders riecht, und raunt: »Ich hab dich vermisst, Millie.«

Umstehende tupfen sich die Tränen ab und danken ihm für seinen Einsatz. Er lächelt bescheiden. Sein Vater und sein Großvater waren auch schon beim Militär. Für ihn ist es nicht bloß ein Einsatz; der Dienst am Vaterland liegt ihm im Blut.

Die Tradition verlangt, dass wir nach seiner Rückkehr zuallererst einen Abstecher zu Burger King machen, um uns Doppel Whopper und Softdrinks zu gönnen. Dann fahren wir nach Hause, welches Haus in der Nähe welches Army-Stützpunkts

das auch gerade sein mag. Dad schleppt seine staubigen Reisetaschen in die Garage, genehmigt sich eine heiße Dusche und ein paar Bier und nickt dann, von Jetlag und akutem Schlafmangel geplagt, auf dem Fernsehsessel ein.

Ich hatte immer schon ein enges Verhältnis zu meinen Eltern. Ich glaube, so geht es den meisten Army Brats, also uns Kindern von Armeeangehörigen. Wir sind Nomaden, eine Familie von Karibus, die das Land durchwandern, wie es Dads Befehle gerade verlangen, und die einzige Konstante dabei sind wir selbst. Ich habe durchaus auch Freundschaften geschlossen, aber wenn ich an sie denke, denke ich an Spaß, Dampf ablassen, Zeitvertreib. Ich denke nicht *fürs Leben*.

Mit Ausnahme von Beck.

Beck war ebenfalls ein Army Brat. Er wusste, wie es war, alle paar Jahre umzuziehen, all seine Habseligkeiten einzupacken und sich von seinen Freunden zu verabschieden. Er wusste, wie es war, neu in eine Klasse zu kommen. Sein Dad war genauso oft unterwegs wie meiner. Er hatte zahlreiche Strichlisten geführt, mit denen er die Tage bis zur Rückkehr seines Dads zählte. Er hing so sehr an Bernie wie ich an Mom.

Beck verstand es.

Wir verbrachten all unsere Urlaube mit den Byrnes. Ich tauschte mich mit Bernie via FaceTime über die Fernsehserien aus, die wir parallel guckten. Ich nahm an Connors Beförderungszeremonien genauso teil wie an denen meines Dads. Als ich drei – vier – fünf war (und Beck fünf – sechs – sieben), wurden unsere Dads derselben Einheit in Fort Bragg zugeteilt. Wir lebten in derselben Wohnanlage. Das Gleiche geschah noch einmal, als ich acht – neun – zehn war (und Beck zehn – elf – zwölf). Diesmal verschlug es uns nach Fort Lewis. Wir wohnten in derselben Straße. Als ich vierzehn war (Beck war gerade sechzehn geworden), arbeitete Dad eine Zeit lang im Pentagon,

während Connor nach Fort Belvoir versetzt wurde, ebenfalls in North Virginia.

Wir waren wiedervereint.

Bernie und Mom waren außer sich vor Freude.

Beck und ich verliebten uns ineinander.

VERSETZUNG MIT DIENSTORTWECHSEL

Siebzehn Jahre alt,
auf dem Weg nach Tennessee

Ein Umzug im letzten Schuljahr ist für viele Army Brats der schlimmste Albtraum.

Für mich nicht.

Weg aus Virginia.

Weg von Connor, Bernie und den Zwillingen.

Weg von der Rosebell High.

Ich kann den Umzugstermin im Juli kaum erwarten.

Entkommen, flüchten, zurückziehen.

Das sind die Worte, die mir in Endlosschleife durch den Kopf gehen, als ich mein Leben in Kisten verstaue. Als wir die Fahrt nach Tennessee antreten. Als ich den Sommerregentropfen zusehe, die sich ein Wettrennen über die Autoscheiben liefern. Als ich die Seiten meines Moleskine mit bedeutungslosen Listen, wortreichen Grübeleien und hingekritzelten Schnörkeln fülle. Als ich Major, unseren Pointer-Rüden, streichle, der neben mir auf der Rückbank liegt. Als ich die Tankstellen-Snacks vertilge, die meine Eltern mir in die Hände drücken, weil ich »nicht genug esse« und sie sich »Sorgen machen, Lia«.

Es sind 199 Tage vergangen.

4780 Stunden, in denen ich mich in einer Welt ohne Beck zurechtfinden musste.

Wie Mom und Dad es ausdrücken: Ich bin nicht mehr ich selbst.

Wie verschissen ignorant zu glauben, es könnte anders sein.

Während der Fahrt überbrücken meine Eltern jegliche aufkommende Stille mit aufgesetzt fröhlichem Geplauder. Sie bestellen Erdnussbutter-Milchshakes an Drive-in-Schaltern irgendwelcher Fast-Food-Restaurants. Sie walzen die eigentlich zehnstündige Reise zu einem dreitägigen Trip aus, denn »ein Kurzurlaub tut Lia vielleicht ganz gut«.

Östlich von Knoxville dreht Mom sich zu mir um und sagt mit tieftraurigen Augen: »Ach, Schätzchen. Daddy und ich vermissen ihn auch.«

Ich hasse es, wenn sie ihre Trauer mit meiner gleichsetzt.

»Das stimmt, Millie«, ergänzt Dad, den Blick auf den endlosen Highway vor uns gerichtet. Während alle Welt meinen Namen – Amelia – zu Lia verkürzt, nennt er mich lieber Millie. »Mom und ich haben den Jungen geliebt wie einen Sohn. Es ist ein riesengroßer Mist, was passiert ist.«

Was passiert ist.

Niemand spricht je aus, wie es nun mal ist: Beck ist gestorben.

Dad redet immer noch. »Ich wünschte, es gäbe etwas, das wir tun könnten, um dir da durchzuhelfen. Es dir irgendwie leichter zu machen.«

»Und Bernie, Connor und den Zwillingen auch«, ergänzt Mom.

Den Tod kann man nicht rückgängig machen, er ist endgültig und immerwährend.

Das sind die Worte, die der Geistliche bei Becks Beerdigung gewählt hat. Er sprach davon, wie sehr wir alle Beck geliebt hatten, doch während ich den von einem veritablen Blumenmeer umringten Mahagonisarg meines Freundes anstarrte, neben mir meine Eltern mit Tränen in den Augen und in der Sitzreihe

vor uns Bernie und Connor, die schluchzend je einen Zwilling auf dem Schoß hielten, kleine Kinder im Vorschulalter, die einfach nur ihren großen Bruder zurückhaben wollten, fiel es mir schwer, an Liebe zu denken.

Verlust ist endgültig und immerwährend.

Mom, Dad, Bernie und Connor strömten die Tränen nur so über das Gesicht. Ich hatte meine längst aufgebraucht. Angefangen hatte es letzten Sommer mit einem leichten Nieseln, als ich Beck half, fürs College zu packen. Gefolgt von einem wahren Platzregen, als er nach Charlottesville zur Commonwealth of Virginia University aufbrach – unser beider Traumuni –, um sein Training mit dem Leichtathletikteam zu beginnen. Es wurde ein regnerischer Herbst für mich. Im November verwandelten sich meine Tränen in Eisregen, kalt und gefährlich.

Und dann wieder dieses Wort: endgültig.

Eine endgültige Versetzung mit Dienstortwechsel – Militärsprech für »Pack dein Zeug zusammen und ab«.

Wir sind auf dem Weg nach Fort Campell, wo Dad seinen Dienst als Commander des 3rd Brigade Combat Teams antreten wird.

Ein Tapetenwechsel. Das verkündet er, als er schwungvoll die Tür zu unserem frisch angemieteten Domizil in River Hollow, Tennessee, öffnet.

Ein Neuanfang. Das predigt Mom, als sie das Geschirr in die Regale räumt, die sie mit frischer Schutzfolie beklebt hat.

Ich will weder das eine noch das andere, sage ich zu Beck, als ich mich in den Raum zurückziehe, der fürs Erste mein Zimmer sein wird und wo sich die Umzugskartons auftürmen wie Berge in einer eng zusammengedrückten Gebirgskette.

Dad war bereits hier drin. Er hat meine Pinnwand über meinem Schreibtisch aufgehängt, eine Collage aus meinem Leben davor: abgerissene Eintrittskarten, Aufkleber der CVU, Fotos

von Freundinnen und Freunden aus Virginia und Colorado Springs. Fotos von Beck. Ihn so zu sehen, in Farbe, lächelnd, *lebendig*, ist, als würde eine verschorfte Wunde in mir aufgekratzt, wieder und wieder und wieder.

Ich schließe die Zimmertür, leise und beherrscht.

So fühlt sich auch meine Trauer an: leise, beherrscht.

Und ich bin genauso abgeschlossen.

Und das anscheinend endgültig und immerwährend.

VORHERBESTIMMT

Fünf Jahre alt, North Carolina

Eine meiner frühesten Erinnerungen spielt sich vor dem Hintergrund eines beliebten Parks in Spring Lake, North Carolina, ab. Ich war kurz davor, in die Vorschule zu kommen, was bedeutet, dass Beck fast sieben war. Dad und Connor waren im Irak stationiert, und Mom und Bernie bemühten sich, uns irgendwie abzulenken. Der Park mit dem Planschbecken, den Klettergerüsten und Grünflächen hielt Beck und mich auf Trab. Wir gingen immer schon früh hin, bevor es zu heiß wurde, und suchten uns einen Platz, von dem aus uns Mom und Bernie im Auge behalten konnten, während sie an ihrer Sonnenbräune feilten.

Beck und ich spielten gerade im Planschbecken, wo wir seine zum Unterwassereinsatz gerüsteten G.I. Joes gegen meine regenbogenmähnigen Meerjungfrauen-Barbies kämpfen ließen, als zwei Jungs aus seiner Klasse auftauchten.

Er schlug buchstäblich Wellen, so eilig hatte er es, mich loszuwerden.

Mit den Puppen in der Hand, kletterte ich aus dem Becken und ließ mich neben Mom und Bernie auf ein Handtuch plumpsen. Mom schmierte mich mit einer neuen Schicht Sonnencreme ein. Bernie reichte mir Weintrauben, und ich aß, bis ich vor aufgetauter Empörung beinahe explodierte. Ich platzte heraus, dass Beck gemein war, dass ich ihn hasste und dass ich *nie wieder* mit ihm spielen würde.

Bernie antwortete: »Manchmal ist er ein echter Stinkstiefel. Tu, was du für richtig hältst, Schätzchen.«

»Aber ich glaube, Beck wäre traurig«, gab Mom zu bedenken, »wenn du nie wieder mit ihm spielst.«

»Jetzt ist er aber nicht traurig«, entgegnete ich mit einem finsternen Blick zum anderen Ende des Planschbeckens, wo er mit seinen Freunden »Schweinchen in der Mitte« spielte.

»Jungs können manchmal echt mies sein«, sagte Bernie.

»Ich weiß!«, krächte ich, froh, dass mich endlich jemand verstand. »Beck tut immer so, als würde er mich nicht kennen, wenn seine Freunde dabei sind.«

»Aber du und er seid *auch* Freunde«, betonte Bernie. »Länger als alle anderen. Du bist seine allerbesonderste Freundin.«

»Ihr seid mehr als Freunde, Mäuschen«, ergänzte Mom. »Ihr seid Seelenverwandte.«

Ich runzelte die Stirn und schlang die Arme um meine knubbeligen Knie. »Was bedeutet das?«

Sie beugte sich zu mir, um einen losen Haarkringel festzustecken, der sich aus meinem Pferdeschwanz gelöst hatte. »Dass ihr eine Verbindung zueinander habt wie sonst keiner. Eine Verbindung, die für immer bestehen bleibt.«

Ich blinzelte zu ihr hoch. »So wie du und Daddy für immer zusammen seid?«

»Daddy und ich sind verheiratet. Aber wer weiß – vielleicht heiratet ihr beide ja auch irgendwann.« Ich machte demonstrativ Kotzgeräusche und Mom und Bernie mussten lachen. »Oder ihr bleibt einfach nur Freunde, aber eben *beste* Freunde, so wie Bernie und ich. So oder so wirst du immer Teil seines Lebens sein und umgekehrt auch.«

»Woher weißt du das?«

»Deine Mama hat ein bisschen was über ihre Zukunft gelernt.« Bernie drückte Moms Hand. »Sie wusste, dass wir

einander begegnen und Freundinnen fürs Leben werden würden. Sie wusste, dass sie sich in deinen Daddy verlieben würde. Sie wusste, dass ich einen Sohn bekommen würde und sie eine Tochter. Sie weiß, dass Beck und du füreinander bestimmt seid. So wie ... Mickey und Minnie.«

»Oder Han und Chewbacca«, warf Mom ein und ich kicherte.

»Socken und Schuhe«, fuhr Bernie fort.

»Lagerfeuer und Marshmallows«, konterte Mom.

»Erdnussbutter und Marmelade«, sagte ich grinsend.

Bernie gab mir High Five und Mom küsste mich auf die Wange. Ich fühlte mich tatsächlich besser, gut genug, um zu Beck rüberzuschauen. Ich beobachtete, wie er, das Schweinchen in der Mitte, sich den Ball aus der Luft schnappte, und ließ mir weitere berühmte Paare einfallen: Bienen und Honig, Barbie und Ken, Cookies und Milch, Gehwege und Kreide.

Während Beck den Platz mit einem der anderen Jungs tauschte, sah er zu mir herüber. Unsere Blicke trafen sich. »Lia!«, rief er. »Komm, spiel mit!«

Ich guckte Mom und Bernie an.

»Nur wenn du möchtest«, erinnerte mich Bernie.

»Obwohl du ihnen vermutlich zeigen könntest, wo der Hammer hängt«, meinte Mom.

Ich tat so, als müsste ich darüber nachdenken, während ich im Kopf bis fünf zählte. Dann sprang ich auf und rannte zu den Jungs, mein Handtuch blieb zerknüllt im Gras zurück.

UNWIRTLICH

Siebzehn Jahre alt, Tennessee

»Millie.« Dad nimmt einen seiner Kopfhörer aus dem Ohr und drückt auf seinem Handy auf Pause. Offenbar streamt er wieder einen seiner zahlreichen Geschichtspodcasts. »Komm, wir gehen mit Major Gassi.«

Es ist der Abend vor dem ersten Schultag meines Abschlussjahrs. Wir haben vor einer Stunde zu Abend gegessen und sitzen nun zusammen im Wohnzimmer. Im Fernsehen kämpfen die Kandidaten bei *Jeopardy* um den Sieg. Ich übertrage meinen Stundenplan, den ich an diesem Morgen per E-Mail von meiner neuen Vertrauenslehrerin bekommen habe, in mein aktuelles Tagebuch und verziere ihn mit Zeichnungen von Linealen, Äpfeln und Füllern. Mom murmelt zerstreut *Jeopardy*-Antworten – oder wohl eher Fragen –, während sie bügelt. Sie schwankt noch, was sie morgen zu ihrem ersten Tag als Lehrerin an der East River Elementary anziehen soll. Als würden sich ein paar kleine Kinder darum scheren, ob sie zu ihrem Chambray-Blazer eine anthrazitfarbene Stoffhose oder einen schwarzen Rock trägt.

»Ich hole die Leine«, sage ich und lege mein Tagebuch auf den Couchtisch.

Draußen ist es schwül und überall summen und schwirren Insekten. In der Luft dieses Augustabends hängt der Geruch von Barbecue und Heckenkirsche. Dad trägt ein Rakkasans-

T-Shirt und Laufshorts mit albernen Flipflops, während ich eine leichte Strickjacke über mein Tanktop und die abgeschnittene Jeans gezogen habe. Meine Füße stecken in Converse, die auch schon bessere Tage gesehen haben.

Wir machen uns auf den Weg um den Block. Dad führt Major an der Leine und schweigt, bis wir zum Freizeitbereich unserer Siedlung kommen, der am südlichen Ende eines Rückhaltebeckens errichtet wurde und aus einem Spielplatz, einem kleinen Hain mit Picknicktischen, ein paar Holzkohlegrills und einem Basketballfeld besteht.

Schließlich gibt er mir einen Stups mit dem Ellbogen und fragt: »Bereit für morgen?«

»Wenn ich Nein sage, lässt du mich dann schwänzen?«

Er wirft mir einen Seitenblick zu und lächelt. »Das hättest du wohl gern.«

»Dann bin ich so bereit, wie es nur geht.«

Er legt mir einen Arm um die Schultern, so wie früher, als alles noch gut war. »Du solltest nachher noch etwas Zeit mit deiner Mutter verbringen. Vielleicht fangt ihr mit dem neuen Puzzle an.«

Solange ich denken kann, lag immer ein unfertiges Puzzle auf dem eigens dafür gedachten Tisch im Esszimmer, egal, wo wir gerade wohnten. Blumenmuster, Landschaften, Katzen mit Hüten, üppig belegte Hamburger, Dornröschens Disneyland-Schloss, alle in tausend Teile zerschnitten. Wir arbeiten zusammen daran, wenn es Familienangelegenheiten zu besprechen gibt, oder auch einzeln, wenn wir gerade Lust darauf haben. Wenn es fertig ist, fangen wir mit einem neuen Tausend-Teile-Puzzle von vorne an.

Wie sinnlos. Die reinste Sisyphusarbeit.

Ich seufze und antworte: »Ich bin müde. Morgen wird ein anstrengender Tag.«

»Gönn ihr wenigstens ein Stündchen.«

»Was, wenn ich nicht will?«

Er zieht an Majors Leine und bleibt stehen. Die Sonne geht bereits unter, aber es ist noch hell genug, dass ich sein sorgenvolles Gesicht bis ins kleinste Detail erkennen kann. »Was ist los zwischen euch?«

Ich denke: *Das verstehst du nicht.*

Ich sage: »Nichts.«

Er schüttelt den Kopf. »In all den Jahren hat mich immer der Gedanke beruhigt, dass Mom und du einander habt. Vor allem, wenn ich im Einsatz war. Aber in letzter Zeit redet ihr kaum noch miteinander. Ich kann mich nicht erinnern, wann du sie das letzte Mal umarmt hast.«

Ich auch nicht.

»Ich werde eben erwachsen«, antworte ich. Mein Tonfall gerät etwas zu schnippisch und zwischen Dads Augenbrauen bildet sich eine strenge Falte. »Ich brauche meine Mom nicht mehr für jeden kleinen Handgriff.«

»Mag sein, aber du solltest versuchen, die Beziehungen zu den wichtigsten Menschen in deinem Leben zu pflegen. Momentan scheinst du dir nicht besonders viel Mühe zu geben.«

»Tja, ich hatte nun mal irgendwie andere Dinge im Kopf.« Ich verschränke trotzig die Arme vor der Brust, als würde mein Vater, der seit mehr als zwei Jahrzehnten Army-Offizier ist, meine Defensivhaltung nicht sofort erkennen.

Ein paar Monate nach Becks Beerdigung begab sich Dad auf eine geheimnisvolle Mission.

»Er hat einen Termin in Virginia Beach«, erklärte Mom, als ich nach unten kam und fragte, wo er war. Sie saß auf einem Hocker am Küchentresen und schrieb Unterrichtspläne für ihre Vertretung, die ihre Klasse für den Rest des Schuljahrs übernommen hatte. »Bis zum Abendessen ist er zurück.«

Damals fragte ich mich, warum sie ihn nicht nach Virginia Beach begleitet hatte.

Heute weiß ich, dass sie zu Hause geblieben war, weil sie mich nicht allein lassen wollte. Ich war depressiv, aber nicht auf diese romantiserte Art, wie man sie aus Filmen und Büchern kennt. Ich lebte wie unter einer Woldecke: gedämpfte Sinne, Gedankenwirrwarr, überschießende und überwältigende Gefühle. Ich war zu angespannt, um still zu sitzen, zu aufgewühlt, um zu schlafen, mal wütend, mal traurig und plötzlich wie fixiert auf meine eigene Sterblichkeit. Ich konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken, wie gesund Beck immer gewesen war. Wie lebendig. Wenn sein Herz versagen konnte, wer sagte dann, dass meins bei dem Versuch, das schreckliche Loch zu heilen, das seither darin klaffte, nicht auch unverhofft aussetzen würde?

»Soll ich uns einen Tee kochen?« Mom schob ihre Unterrichtspläne beiseite.

Ich schüttelte den Kopf, wovon mir so schwindelig wurde, dass ich schwankte.

Voller Sorge erkundigte sie sich: »Was hast du heute gefrühstückt?«

Ich konnte mich nicht daran erinnern, etwas gegessen, getrunken oder mich in irgendeiner Weise sportlich betätigt zu haben. Ich wusste nicht mehr, wann ich das letzte Mal länger als zwei Stunden am Stück geschlafen oder die Sonne auf meiner Haut gespürt hatte. Seit Wochen hatte ich mein Tagebuch nicht mehr angerührt, mich nicht mehr geschminkt und auch nicht mehr mit Macy, meiner besten Freundin in Rosebell, gesprochen. Dass ich auf die Textnachrichten von Andi und Anika geantwortet hatte, mit denen ich aus meiner Zeit in Colorado Springs befreundet war, lag sogar noch länger zurück. Meine Eltern bestanden darauf, dass ich zu einer der besten Trauerbegleiterinnen in Northern Virginia ging, und sie unterstützten

mich, so gut sie konnten, während sie mit ihrer eigenen Trauer fertig werden mussten, aber mein Freund war tot, und ich war ein Gespenst.

»Cornflakes«, log ich.

Mom stand auf und begann, im Vorratsschrank zu kramen.
»Ich mach dir eine Suppe.«

»Ich will keine Suppe.«

»Dann eben einen Smoothie.« Sie holte den Mixer hervor. Teilnahmslos sah ich zu, wie sie eine Banane in Scheiben schnitt und Kokosmilch aus dem Kühlschrank nahm. Anschließend öffnete sie das Gefrierfach und griff nach dem Beutel mit Tiefkühl-erdbeeren, der neben sechs Bechern Eiscreme aus einer kleinen, inhabergeführten Eisdiele lag. Gleich darauf schnappte sie hörbar nach Luft und knallte die Gefrierfachtür zu. Die Erdbeeren waren kein Thema mehr.

Langsam drehte sie sich zu mir um, um nachzuschauen, ob ich die verstörende Eiscreme gesehen hatte, und abzuschätzen, ob ich damit klarkommen würde.

Ja, hatte ich, und nein, würde ich nicht.

An dem Tag, an dem das Eis bei uns eintraf, hatte Beck – der es geschickt hatte – aufgehört zu existieren.

Ich sackte zu einem kleinen Häuflein Elend zusammen.

Mom eilte zu mir. Sie zog mich an sich und ich ließ es zu, obwohl wir einander seit der obligatorischen Umarmung bei Becks Trauerfeier nicht mehr berührt hatten.

Ich gebe ihr die Schuld.

Nicht an seinem Tod ...

... nein, daran nicht.

Ich gebe ihr die Schuld an dem Schock, dem Gefühlschaos, den unerträglichen Qualen.

Mein Leben lang hat sie mir irgendwas von Seelenverwandtschaft erzählt, davon, dass Beck und ich glücklich bis ans Ende

unserer Tage zusammenleben würden. Ich habe meine Bestimmung nie hinterfragt. Nie an meinem Schicksal gezweifelt. Beck gehörte zu mir und ich zu ihm, und *wie konnte sie* mich glauben lassen, das würde bis in alle Ewigkeit so bleiben?

Ich kauerte auf dem Küchenboden und weinte.

Als ich mich schließlich wieder fing, verzichtete Mom auf den Smoothie und backte stattdessen Brownies. Wir aßen sie direkt vom Blech. Sie waren dick und saftig und noch nicht ganz durch, genau, wie ich es mag. Mom hielt tapfer mit mir mit, und so verdrückten wir Brownie um Brownie, während ich mich fragte, ob es mir eines Tages gelingen würde, ihr diese jahrzehntealte Prophezeiung nicht länger vorzuwerfen.

An diesem Abend brachte Dad einen zwölf Wochen alten Pointer-Welpen mit Stummelschwanz, feuchter Nase und viel zu großen Pfoten nach Hause.

Ich taufte ihn Major.

Er war mein Lichtblick in der drückenden Finsternis der letzten Monate.

Zurück im Hier und Jetzt streckt Dad die Hand aus und krault Major am Kopf. Majors Stummelschwanz zuckt begeistert hin und her. Er ist so süß, so voller Liebe. Ich glaube, für Dad bin ich in letzter Zeit das genaue Gegenteil. Um seine Mundwinkel haben sich deutliche Falten gebildet. Silber sprenkelt seine Schläfen – getarnt, aber nicht vollständig überdeckt von seinem gewohnten Sandblond. Sorgenfalten zerfurchen seine Stirn. Als hätte er mit seiner Arbeit, Mom, Connor und Bernie nicht schon genug um die Ohren, bereite ich ihm noch zusätzlichen Kummer.

»Du brauchst andere Menschen, Millie«, sagt er. »Du brauchst eine Gemeinschaft. Beck lebt nicht mehr und das ist furchtbar – wirklich *furchtbar* –, aber du schon. Leb dein Leben. Er würde es wollen, das weißt du.«

Ich blinzele die heraufdrängenden Tränen weg.

Dad gibt Majors Leine einen kurzen Ruck, dann nimmt er meine Hand und zieht mich vorwärts. Langsamem Schrittes setzen wir unseren Spaziergang fort und schlendern den dunkler werdenden Gehweg entlang.

Mein Dad hat zwei Gemütslagen: Frieden und Krieg. Zu Hause bei Mom und mir ist er fast immer im Friedensmodus. Entspannt, aufmerksam, lustig. Bei Auseinandersetzungen oder Stress, so wie *heute*, wechselt er in seinen Kriegsmodus. Ernst. Nachdenklich. Duldet keine Ausflüchte.

»Morgen in der Schule«, sagt er, als wir fast schon wieder zu Hause sind, »möchte ich, dass du dir Mühe gibst.«

»Ich gebe mir immer Mühe.«

Das ist die Wahrheit. Seit der Middleschool gehöre ich zu den Klassenbesten. Letztes Halbjahr habe ich mich richtig reingekniet und zum ersten Mal in allen Fächern die Höchstpunktzahl erzielt.

»Ich meine, deinen Mitschülern gegenüber«, entgegnet er. »Lächle. Unterhalte dich. Finde eine Freundin.«

»Aber das fühlt sich ...«

Das fühlt sich an wie ein Neuanfang, liegt mir auf der Zunge, aber genau das will Dad ja. Er möchte, dass ich mich aus dem Kokon befreie, in den ich mich seit November hülle, und meine Flügel in dieser neuen, unwirtlichen Welt ausbreite.

Er versteht nicht, dass es für mich so ist, als würde ich Beck zurücklassen.

»Das fühlt sich wie an?«, hakt er nach.

»Na ja ... echt schwer halt.«

»Schwer ist nicht unmöglich«, erwidert er und rüttelt aufmunternd an meiner Schulter. »Schwierigkeiten zu meistern, macht dich stärker. Widerstandsfähiger.«

Vor uns taucht unser Haus auf. Mom sitzt in einem der Schau-

kelstühle auf der Veranda und nippt an einem Weinglas ohne Stiel. Sie winkt, als sie uns sieht.

Dad grinst und winkt zurück.

Major wedelt mit dem kupierten Schwanz.

Guck dir meine Familie an, sage ich zu Beck. Es geht ihnen besser. Gut sogar.

Den Blick auf den Gehweg gerichtet, verspreche ich Dad: »Ich werde es versuchen. Morgen werde ich versuchen, eine Freundin zu finden.«

Trauer

Schock: Ein Ballon, angestochen von einer Nadel. Flache

Atmung, verschwommenes Blickfeld. Herzaussetzer.

Leugnen: Irrational, unreif.

Geballte Fäuste. Zusammengebissene Zähne.

Schmerz: Ein metallischer Geschmack. Aufgeplatzte Haut,

angebroschene Rippen. Keuchen, krampfen, flehen.

Schuld: Ein letztes Blütenblatt, abgepflückt.

Rückschau und Reue.

Ärger: Dynamit, eine flammende Zündschnur.

Britzelnd, blitzend, brennend.

Feilschen: Dies für das. Riecht bitter.

Schmeckt faulig.

Depression: Regenraue Wolken, fettiges Haar,

leerer Magen, einsame Nächte. U n e n d l i c h.

Wiederaufbau: Ein frischer Verband. Ebenerdiger Boden.

Ein stockender Schritt, dann noch einer.

Akzeptanz: Unvorstellbar.

DIE NEUE

Siebzehn Jahre alt, Tennessee

Der erste Tag des letzten Schuljahrs.

Der erste Tag an einer neuen Schule.

In einer neuen Stadt, in einem neuen Bundesstaat.

Seit ich in die Vorschule gekommen bin, hat mich meine Mom jedes Jahr auf der Veranda vor dem Haus fotografiert, in der Hand eine Kreidetafel, auf der steht, in welcher Klasse ich jetzt bin. Das Foto schickt sie Grandma, Bernie und, wenn Dad gerade auf Auslandseinsatz ist, auch ihm. Je älter ich werde, desto lächerlicher finde ich diese Tradition, aber ich beklage mich nicht, denn das Ganze dauert zwei Sekunden und früher habe ich erste Schultage immer gemocht.

Heute steht auf der Tafel: *Letztes Schuljahr!*

Ich stehe vom Frühstückstisch auf und entsorge die abgeschnittenen Ränder meines Toasts in der Spüle. Dad ist schon vor einigen Minuten aufgebrochen, gewohnt schneidig in Kampfanzug und schweren Stiefeln. Bevor er ging, drückte er mir einen Kuss auf die Stirn und sagte: »Viel Glück, Millie.« Nun ist er auf dem Weg zum Stützpunkt, doch ich stelle mir vor, dass er mich gegen Moms albernes Foto verteidigen würde, wenn er noch hier wäre.

Hoffnungsvoll streckt sie mir die Tafel entgegen. »Ein Foto? Ganz schnell?«

Sie hat sich für den Chambray-Blazer und den schwarzen

Rock entschieden und ihre Haare fallen ihr in sanften Wellen auf die Schultern. Nach Becks Tod hat sie sich freistellen lassen, um für seine Familie, Dad und mich da zu sein. Ich be-
neide sie nicht um die unmögliche Aufgabe, die Untröstlichen zu trösten, aber während ich mich einsam und von Trauer überwältigt durchs zweite Schulhalbjahr gequält habe, habe ich mir oft gewünscht, ich könnte mich ebenfalls freistellen lassen.

Nun hat sie eine Anstellung als Förderlehrerin für leseschwache Kinder an der hiesigen Grundschule gefunden. Es ist der perfekte Job für sie, und ich möchte ihr diesen Tag auch wirklich nicht ruinieren, aber ich werde ganz sicher nicht für ein Foto lächeln.

Ich streiche das geblünte Minikleid glatt, das ich nach dem Duschen aus dem Schrank gezogen habe, ohne groß darüber nachzudenken, und schnappe mir meinen Rucksack. »Bin spät dran.«

Sie lässt die Tafel sinken und folgt mir zur Tür hinaus. Mein Auto, ein gebrauchter VW Jetta, den wir nach unserer Ankunft hier gekauft haben, parkt neben ihrem nagelneuen, ebenfalls frisch gekauften Volvo. Dad gibt sich mit dem alten Ford Explorer zufrieden, den wir haben, seit ich dreizehn war.

Ich bin auf halbem Weg Richtung Freiheit, als Mom ruft: »Mäuschen, bitte?«

Ich bleibe nicht stehen.

Ich wünsche ihr keinen schönen Tag.

Ich winke, ohne mich noch einmal umzudrehen, und schließe mich in meinem Jetta ein.

Erst als ich rückwärts aus der Einfahrt rolle, erlaube ich mir einen schnellen Blick zur Veranda. Mom steht zusammengesunken da, die Tafel lose in der Hand. Sie wischt sich eine Träne von der Wange und sieht mir nach.

Ich bin ein Monster, sage ich zu Beck.

Er widerspricht mir nicht.



Auf der Fahrt zur East River Highschool bin ich das totale Nervenbündel. Das wird die sechste Schule, die ich im Lauf meiner siebzehn Lebensjahre besuche, was für ein Kind von Armeeangehörigen gar nicht mal so viel ist, aber ich musste das seit der sechsten Klasse, als wir nach Colorado Springs versetzt wurden, nicht mehr alleine meistern. Es ist beängstigend, ein fremdes Gebäude zu betreten, sich Hunderten unbekannter Gesichter zu stellen, sich mit wieder anderen Regeln vertraut zu machen und eine Schar neuer Lehrkräfte von meinen Verdiensten zu überzeugen. In North Carolina hatte ich Beck. In Washington hatte ich Beck. In Virginia hatte ich Beck.

Heute, in Tennessee ... habe ich niemanden.

Auf dem Parkplatz herrscht Chaos. Autos stehen mit laufendem Motor herum oder kreuzen willkürlich die Fahrbahn. Gruppen von Schülerinnen und Schülern bahnen sich durch den Verkehr einen Weg zum Campus wie Schwärme achtlos umhertrippelnder Tauben. Die Stellplätze werden einem von der Schule zugeteilt – meiner ist Nummer 132 –, aber die Farbe, mit der sie markiert sind, ist so verblasst, dass ich ewig brauche, den richtigen Abschnitt zu finden. Ich seufze erleichtert, als ich ihn endlich erspähe. Ein erster kleiner Sieg.

Ich schlage das Lenkrad ein und biege mit Schwung auf meinen Stellplatz – als plötzlich ein Mädchen mit rabenschwarzem Haar und einer Umhängetasche über der Schulter meinen Weg kreuzt.

Eine halbe Sekunde verwandelt sich in eine ganze Ewigkeit, während mein Auto auf sie zuschießt. Das gibt mir die Gelegen-

heit, ihr Haar zu registrieren, das sich um ihren Kopf auffächert, als sie in Richtung der herannahenden Gefahr herumwirbelt. Ihren Mund, ein Oval des Erschreckens. Ihre Hände, hochgerissen, als könnten sie sie vor dem Aufprall eines anderthalb Tonnen schweren Gefährts schützen.

Ich denke mit entsetzlicher Klarheit: *Ich werde sie töten.*

Dann drängt sich ein anderer Gedanke dazwischen, eine andere Stimme, tief und verzweifelt: *Fuck, Amelia – bremsen!*

Ich schreie auf und trete mit aller Kraft auf die Bremse.

Mit einem Ruck kommt der Jetta zum Stehen.

Das Mädchen steht schwer atmend vor der Motorhaube. Zwischen ihre Knie und die Stoßstange können kaum mehr als zwei Fingerbreit passen.

Durch die Windschutzscheibe hindurch treffen sich unsere Blicke.

Ich schalte auf »Parken« und versuche, mich mit zitternden Fingern aus meinem Sicherheitsgurt zu befreien. Vor lauter Eile lege ich mich beim Aussteigen beinahe auf die Schnauze, schaffe es aber gerade noch, mich abzufangen. »Tut mir echt leid! Geht es dir gut?«

Ihre goldenen Armreife klimpern, als sie die Hände sinken lässt. Sie wirft die Haare zurück, strafft die Schultern, schiebt das Kinn vor und zieht die Augenbrauen zusammen. Sie ist wunderschön, auf diese kunstvoll und makellos geschminkte Art, die für Mascara-und-Labello-Mädchen wie mich unerreichbar erscheint.

Und sie sieht echt angepisst aus.

Doch dann, wie Schnee, der von einem Spitzdach rutscht, fällt die bedrohliche Haltung von ihr ab. Sie macht ein paar schnelle Schritte in meine Richtung. »Ja, alles okay. Und bei dir?«

»Ja, nichts passiert.« Ich atme tief ein, in der Hoffnung, so

meinen rasenden Puls zu beruhigen. Mein benebeltes Hirn hätte beinahe eine Katastrophe angerichtet, und ich komme immer noch nicht ganz darauf klar, dass dieses Mädchen meiner Ungeschicktheit auf wundersame Weise entgangen ist. »O Mann. Ehrlich, es tut mir wirklich leid.«

Sie lacht – *lacht*. »Keine Sorge. Das kommt hier ständig vor.«

Ich blinzele. »Ach ... echt?«

»Dieser Parkplatz ist schon an guten Tagen das reinste Höl-
lenloch. Du bist nicht die Erste, die beinahe jemanden überfah-
ren hätte, und ganz sicher auch nicht die Letzte.«

Ich weiß nicht, ob sie übertreibt, damit ich mich besser fühle,
oder ob ich in Zukunft lieber einen Schutzhelm tragen sollte,
um zum Schulgebäude oder zurück zu meinem Auto zu kom-
men.

»Dein erster Tag an der ERHS?«, rät sie.

»Ist das so offensichtlich?«

Sie lacht erneut, ein sonniger Klang. »In welcher Klasse bist
du?«

»Zwölfte.«

»Uff – ein Wechsel im Abschlussjahr? Was für ein Mist.«

»Ist nicht so schlimm.« Ich zucke mit den Schultern und wi-
derstehe dem Drang, mein Handy hervorzuholen, auf meinem
Stundenplan nachzuschauen, wo mein erster Klassenraum –
Leistungskurs Politik – liegt, und sie zu bitten, mir den Weg
dorthin zu zeigen.

»Ich bin auch in der Zwölften.« Sie deutet auf mein Auto,
dessen Motor leise vor sich hin brummt, während sein Hinter-
teil halb aus Stellplatz 132 ragt. »Wie wär's, wenn du fertig ein-
parkst – ich halte so lange Abstand –, und wir dann unsere Stun-
denpläne abgleichen, bevor es klingelt?«

Am liebsten würde ich vor ihr auf die Knie sinken, um ihr
für ihre Großzügigkeit zu danken.

Ich werde es versuchen, habe ich Dad gestern Abend versprochen. *Ich werde versuchen, eine Freundin zu finden.*

»Gern«, sage ich, »das wär wirklich toll, danke. Ich bin Lia.«

»Paloma. Und mach dir keinen Kopf. Ich war letztes Jahr die Neue. Wir müssen zusammenhalten.«

WURZELN

Tennessee, siebzehn Jahre alt

Glücklicherweise haben Paloma und ich die erste Stunde zusammen. Während wir zum Klassenraum laufen, erzählt sie mir von der Gemeinschaftszeit, der dreißigminütigen Pause zwischen der dritten und vierten Stunde. »Die meisten von uns nutzen sie zum Lernen oder um mit Freunden abzuhängen«, sagt sie, »aber es gibt auch einige Clubs und AGs, die sich dann treffen. Komm in die Bibliothek. Ich stell dich den anderen vor.«

Leistungskurs Politik ist okay, weil ich neben Paloma sitzen kann. Im Flüsterton erfahre ich, dass sie aus Kalifornien nach Tennessee gekommen ist, weil ihr Tío, ihre Tía und eine Fülle von Cousins und Cousinen hier leben. Die Gegend wächst ihr langsam ans Herz, sagt sie, aber sie vermisst Glendale und Liam, ihren Freund, den sie dort zurückgelassen hat.

»Ich meine, *manchmal* vermisse ich ihn«, stellt sie klar und verdreht dabei die Augen, was wohl so viel heißen soll wie: *Du weißt ja, wie das ist.*

Weiß ich nicht. Für mich hört das Vermissen niemals auf.

Physik und Französisch ziehen sich endlos. Kurspläne werden verlesen und Regeln vorgetragen. Ich verbringe den Großteil des Unterrichts damit, mich vor Schuldgefühlen zu winden, weil mir Moms niedergeschlagenes Gesicht nicht aus dem Kopf will, wie sie mit ihrer verflixten Tafel auf der Veranda steht und mir beim Davonfahren zusieht.

Ich sende einen stummen Wunsch ans Universum: *Mach, dass Mom einen schönen Tag hat.*

Als die Gemeinschaftszeit endlich anbricht, sehne ich mich inständig nach einer Pause. Ich finde Paloma am hinteren Ende der Bibliothek, wo gepolsterte Sessel, zu Sitzgruppen mit Blick auf die Südseite des Campus arrangiert, stehen. In der Ferne ist ein Baseballfeld auszumachen, davor das Footballfeld, das von einer roten Aschebahn, ähnlich der an der Rosebell High, umgeben ist.

Hinter einer der Endzones befindet sich ein Kugelstoßring. Ich stelle mir Beck dort vor, der Kugel um Kugel von sich schleudert und zusieht, wie die schweren Eisengeräte in hohem Bogen durch die Luft segeln, als wögen sie nicht mehr als ein Hühnerrei. Er konnte sich endlos über misslungene Versuche ärgern und weigerte sich, spektakuläre Leistungen zu feiern. Er wollte immer noch mehr aus sich rausholen, war immer auf der Jagd nach dem nächsten persönlichen Rekord.

Paloma hat zwei Freundinnen dabei, die sie mir als Sophia und Meagan vorstellt. Sie sind die personifizierte Südstaaten-gastlichkeit: warmes, einladendes Lächeln und fröhliches Geplauder. Die nächsten Minuten verbringen sie damit, mich in alles Wichtige einzuweihen. Sophia, die Jüngste von fünf Geschwistern, ist der Spross eines Senators und einer Buchhalterin. Sie spielt Volleyball im Schulteam und hat braune Locken, die sich wie ein Wasserfall über ihren Rücken ergießen. Meagan ist blond wie ich, aber mit einem kurzen Pixie-Cut und pinken Strähnen. Sie hat zwei Schwestern: eine ist in ihrem ersten Jahr an der ERHS, die andere geht in die fünfte Klasse der East River Elementary, Moms neuer Schule. Meagans Mutter ist vor drei Jahren an Brustkrebs gestorben und seitdem kümmert sich ihr Vater allein um die Familie. Er arbeitet im Bridgestone-Firmensitz in Nashville. Sie und Sophia – oder Soph, wie Paloma sie nennt – waren erst Nachbarn, bevor sie in der vierten Klasse

beste Freundinnen wurden und in der Zehnten feststellten, dass ihre Gefühle füreinander weit über Freundschaft hinausreichten. Die beiden setzten sich gegen alle Widrigkeiten durch, die ihnen in erster Linie von Sophs zunächst wenig begeisterten Eltern entgegenschlugen, wurden ein Paar und sind bis heute glücklich zusammen.

Als Paloma letztes Jahr herzog, landete sie im selben Sportkurs wie die beiden, der auch eine Einheit im schuleigenen Schwimmbecken beinhaltete.

»Die reinste Folter«, sagt sie.

»Purer Sadismus«, bekräftigt Meagan.

»Um den Kurs zu bestehen, hätten wir eine Meile schwimmen müssen. Es war Palomas Idee, dagegen zu protestieren«, erzählt Sophia mir.

»Wir sind mit Schildern auf dem Pausenhof auf und ab marschiert«, ergänzt Meagan. »*Hell no, H₂O!*«

Sophia ermahnt sie kichernd, etwas leiser zu sein. »Wir haben den Protest auch auf die sozialen Medien ausgeweitet und Paloma hat dem Schulaufsichtsrat bei einer seiner Sitzungen Feuer unter dem Hintern gemacht. Es war ein Erfolg auf ganzer Beckenlänge.«

Paloma grinst und verkündet in triumphierendem Singsang: »Bye, bye, Meilenschwimmen.«

Und damit war die Sache besiegelt: Aus Meagans und Sophias Duo wurde ein Trio.

Ich hoffe, sie sind offen für eine Erweiterung zum Quartett.

»Lia ist aus Virginia hergezogen«, berichtet Paloma ihren Freundinnen. »Wir haben uns heute früh auf dem Parkplatz kennengelernt. Sie fährt einen Jetta, der mich beinahe in einen Pfannkuchen verwandelt hätte.«

Ich verziehe das Gesicht. »Das ist mir immer noch unendlich peinlich.«

Ich erzähle ihnen von Dads Zeit bei der Army und Moms neuem Job an der East River Elementary. »Wir wohnen drüben in The Glens«, sage ich. Das ist der Name unserer Siedlung. »Zumindest für die nächsten paar Jahre.«

Meagan und Sophia sehen mich mitleidig an. Diese Reaktion bekomme ich oft von Menschen, die ihr ganzes Leben in ein und derselben Stadt gelebt haben. Sie gehen davon aus, dass es schrecklich sein muss, ständig alles einzupacken und umzuziehen. Aber das ist es nicht. Jedenfalls nicht für mich. Die Leute haben eine falsche Vorstellung davon, was es heißt, Wurzeln zu schlagen. Man kann Verbindungen zu mehr als einem Ort haben. Manchmal reichen auch Erlebnisse. Oder Personen.

»Du musst deine Freunde aus Virginia echt vermissen.«
Meagan nimmt Sophias Hand.

Ich denke: *Welche Freunde?*

Als ich in die Elfte kam, hatte Beck bereits seinen Abschluss gemacht. Genau wie Wyatt, Raj und Stephen, seine Freunde, die dadurch automatisch auch meine Freunde geworden waren. Ich hatte noch Macy, Wyatts Freundin, die immer gut drauf war und der ich mich jederzeit anvertrauen konnte. Allerdings war ich keine besonders gute Gesellschaft. Den Großteil des ersten Halbjahrs verbrachte ich damit, mich zu beklagen, wie allein ich war. Im zweiten Halbjahr, nach Becks Tod, verlor ich dann vollends den Halt und stürzte in einen Abgrund der Trauer. Natürlich wussten alle, was passiert war. Schulpsychologen wurden von den umliegenden Schulen abgezogen, um uns durch unseren Verlust zu begleiten, doch mich erreichten sie damit nicht mehr. Um Macy vor meinem Schmerz zu schützen, aber auch um nicht ständig an Beck erinnert zu werden, verstieß ich sie aus meiner lichtlosen Welt, genau wie ich es mit meinen Eltern und den Byrnes getan hatte.

Ich redete mir ein – das tue ich bis heute –, dass es besser so war.